Am einen Kuß.

Von H. von Remagen.

Am wolkenlosen Himmel steht die Sonne und sendet glühende Strahlen herab auf die ungarische Pußta. Ich lag nicht weit vom Ufer der Theiß, gab mich dem ganzen melancholischen Zauber der Natur hin und träumte; es summte in meinem Hirn; ich schwankte zwischen Bewußtsein und Schlaf. Da schien es mir, als ob sich etwas über mich beugte, doch mir fehlte die Kraft, die Augen zu öffnen, ich fühlte nur, wie irgend ein Wesen über meinen Körper geneigt stand. In Folge einer ungeschickten Bewegung stieß dieses Wesen an meinen Schirm. Dieser fiel auf mich, ich erwachte. Vor mir stand ein Mädchen der Puszta, ein hübsches Kind im Alter von vielleicht sechzehn Jahren. Sie sah erst mein Bild, dann mich an, der ich ruhig, die Arme unter dem Kopfe verschränkt, liegen geblieben war.

„Du hast dies gemalt?"

Ich nickte.

„Kannst Du mich auch malen?"

„O ja, gewiß."

Wieder sah sie bald das Bild, bald mich an. Endlich trat sie ganz nahe auf mich zu. „Male mich," bat sie.

Ich erhob mich halb.

„Ich will Dich malen, aber — Du gibst mir dafür einen Kuß."

„Du sollst einen Kuß haben, aber nur einen — male mich."

Ich nahm mein Skizzenbuch und war bald mit dem zwar flüchtig hingeworfenen, aber doch wohlgetroffenen Bildchen fertig.

Des Mädchens Gesicht strahlte, als ich das Konterfei in ihre kleine Hand legte.

„Und nun meine Belohnung?"

Ich legte den Arm um ihre Taille, um das Versprochene mir selbst zu nehmen, da entschlüpfte das Mädchen mir wie ein Aal.

„Heute Abend," sagte sie, „wenn wir uns wiedersehen. Ich bin Daniela, die Tochter vom Wirth drüben in der Csarda!"

Daniela war verschwunden. Ich stellte den Schirm wieder in Ordnung und griff auf's Neue zu Pinsel und Palette.

Es war bereits dunkel geworden, als ich in der Csarda anlangte.

Vor der Thüre stand der Wirth, eine kräftige, große Gestalt mit grauem Haar und Bart.

Er reichte mir gutmüthig die Hand und wies mich nach der Schenkstube, aus der mir Musik und Tanz entgegenschallte. Ich trat ein, stellte mich in eine Ecke und sah zu. Daniela schwang sich mit einem dunkeläugigen, verwegen aussehenden Burschen.

Als die Musik geendet, ging ich hinaus in's Freie. Vor der Thür floß die Theiß ruhig und murmelnd dahin.

Als ich in das fluthende Wasser sah, berührte Jemand meine Schulter. Ich drehte mich um, Daniela stand vor mir, noch erhitzt vom Tanze. Sie sah berückend schön aus.

„Ich will mein Bild von heute Morgen bezahlen," begann sie. „Doch darf es Niemand sehen, vor Allem Gyulai nicht."

„Wer ist Gyulai? Dein Schatz?"

Sie nickte und hielt mir ihren rothen Mund hin.

Ich legte den Arm um ihre Taille, beugte mich über sie und preßte meinen Mund auf ihre schönen, halb geöffneten Lippen.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich von einer Riesenfaust im Genick gepackt und in mächtigem Schwunge flog ich — — in's Wasser.

Aeußerst schnell war mein Blut gekühlt durch dieses Sturzbad.

Mit einiger Anstrengung erreichte ich das Ufer.

Mir war dabei etwas unbehaglich zu Muthe. Daß ich Gyulai das Bad verdankte, war mir völlig klar. Wie aber, wenn er jetzt auf mich wartete?

Aber, Gott sei Dank — der Platz war leer.

Ich schlüpfte durch die Thür, an der Schankstube vorbei und stand eben im Begriff, mein Schlafgemach, den Heuboden, aufzusuchen, als sich eine kräftige Hand auf meine Schulter legte. Es war Gyulai.

„Ich möchte Dir auch danken," begann derselbe, „daß Du mir den Schatz so schön gemalt."

Ich athmete auf. „Ich that's gern, Gyulai, hatte aber doch wohl eine Belohnung dafür verdient. Du hast mich jedoch zum Dank in's Wasser geworfen. Wie, wenn ich nun nicht hätte schwimmen können?"

Daran hatte der Bursche schwerlich gedacht, denn er sah mich höchst erstaunt an.

„Diesmal hat's nicht's geschadet, aber lieber wär' mir's doch, ich hätte jetzt trockene Kleider an." Dann klopfte ich ihm auf die Schulter und troch in's Heu.

Am anderen Morgen wanderte ich weiter, Daniela nickte mir aus dem Fenster zu. Um einen Kuß aber habe ich nie wieder ein hübsches Mädchen gemalt.

— Ein gefährlicher Auftrag. Arzt: „Sie müssen Ihrer Frau befehlen, daß sie infolge der Luftröhren-Entzündung einige Tage so wenig als möglich spricht." — Ehemann: „Möchtens Ihr das nicht selbst befehlen, Herr Doctor?"

— Verdacht. Dichter: „Ihr Hund hat mir die Hosen zerrissen." — Hausherr: „Ja, da werden Sie ihm wohl wieder etwas vordeklamirt haben!"

— Ein echter Range. Schulfahrling (den sein alter Meister verhaut): „Meester, weeß Jott, ick muß Ihnen zu Ihrer seltenen Rüstigkeit jratuliren!"

Hildesheim.

Wo der Harz seine letzten Ausläufer gegen den Norden aussendet und die Innerste, durch keinen Gebirgszug mehr gehemmt, durch ebener gewordenes Land langsam dahinfließt, erstreckt sich eine fruchtbare und freundliche Landschaft. Mit dunklen Wäldern reich geschmückte Höhenzüge bilden ihren Rahmen, prangende Felder wechseln mit grünen Wiesen ab, und Dorf reiht sich an Dorf. Inmitten dieses friedlichen Geländes ragen die stolzen Thürme von Hildesheim empor.

Wir stehen hier an einer uralten Stätte menschlichen Schaffens und Wirkens; denn an diesem Punkte, in dem alle Wege sich schneiden, die von den Bergen herabführen, befand sich, wie vorgeschichtliche Funde beweisen, schon lange vor christlicher Zeit eine Ansiedelung. Berühmt sind die Aus-

Altdeutsche Herberge.

grabungen, die auf Spuren altgermanischen Lebens in dieser Gegend hinführen. Am Galgenberge wurde im Jahre 1868 der „Hildesheimer Silberschatz" gefunden, kostbare Gefäße und Geräthe, die als Werke der Schmiedekunst aus römischer Kaiserzeit erkannt worden sind und die vermuthlich ein Beutestück aus der Varusschlacht bilden.

Schwere Stürme zogen über das Land, als Karls des Großen wuchtiges Schwert dem Sachsenvolke tiefe Wunden schlug. Doch als die trotzigen Heiden bezwungen waren, da blühte junges, frisches Leben auf, da wurde der Keim gelegt zu Hildesheims künftiger Blüthe. Karl der Große gründete im Jahre 796 ein Bisthum zu Elze, und sein Nachfolger, Ludwig der Fromme, verlegte es nach Hildesheim. Das Stift wuchs mit der Zeit an Macht und Bedeutung und es wurde auch zu einer Stätte, an welcher die Kunst eifrige Pflege fand. Unvergeßliche Verdienste haben sich in dieser Hinsicht vor allem die Bischöfe Bern-

Rathhaus.

ward (993—1022), Godehard (1022—1038) und Hezilo (1054—1079) erworben. Ihnen verdankt Hildesheim den Besitz von Bauten und Erzarbeiten, die heute zu den herrlichsten Denkmälern romanischer Kunst zählen.

In den Mauern Hildesheims wetteiferte jedoch auch der Bürgersinn mit den kirchlichen Fürsten. In den Einwohnern der Stadt lebte der Trotz der alten Sachsen fort. Sie strebten nach Unabhängigkeit, und sie schüttelten die Herrschaft der Bischöfe ab. Die Stadt trat im Jahre 1241 der Hansa bei und erfreute sich wichtiger Rechte und Privilegien. Ein wackerer, arbeitslustiger, aber auch lebensfroher Sinn belebte die Bürger, und sie bauten ihre Häuser so kunstsinnig und eigenartig, leisteten so Meisterhaftes im Holzbau, daß die alten mit Holzschnitzereien und Malereien geschmückten Häuser Hildesheims heute zu den größten Sehenswürdigkeiten zählen. Sie werden auch pietätvoll erhalten, obwohl die Stadt

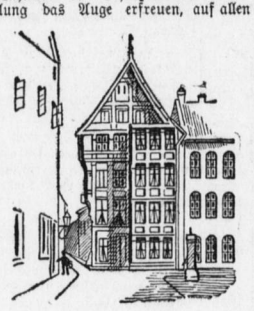
Eckemeckerstraße.

in fröhlichem Wachsthum begriffen ist und im Laufe der letzten Jahrzehnte ein durchaus modernes Viertel in der Nähe des Bahnhofes entstand. Der Fremde wandert jedoch rasch durch die neuen Straßen; ihn locken die Altstadt und die Domfreiheit. Hat er die Häuserfluchten mit den modernen Hotels und den großen Schauläden hinter sich, so ändert sich langsam das Städtebild.

Die Straßen werden enger, hier und dort zieht ein Fachwerkhaus mit etagenweise vorspringendem Giebel die Aufmerksamkeit auf sich, man erkennt an den Balken Schnitzerei und bunte Bemalung, man dringt weiter vor und steht plötzlich vor einem Straßenbilde wie vor einer fremden Welt: die bunten Häuser, die reichverzierten Erker, die spitzen Giebel, das alles gehört der Gegenwart nicht mehr an. Man möchte beinah' erwarten, in den Erkern holde, blauäugige Jungfrauen in altdeutschem Gewande züchtig am Spinnrocken sitzend zu schauen und würdige Rathsherren in Amtstracht aus den reich mit Schnitzereien verzierten Hausthüren hervortreten zu sehen.

An der Altdeutschen Herberge vorbei, die zu den ansehnlichsten Fachwerkhäusern gehört, gelangen wir bald auf den Mittelpunkt der Stadt, den Marktplatz. Die eine Seite füllt ganz die wundervolle Fassade des schönen Rathhauses aus, an der anderen lenken das an Farbenschmuck überreiche Wedekindsche Haus mit seinen vorspringenden Erkern und Giebeln, daneben der merkwürdige Steinbau des Templerhauses mit den beiden Thürmen rechts und links und dem Rathhause gegenüber das prächtige „Knochenhaueramtshaus" die Aufmerksamkeit auf sich. Von künstlerischem Reiz ist auch der alte Rolandsbrunnen auf dem Markte.

Die größte Zierde des Marktplatzes ist ohne Zweifel das Rathhaus. Es ist im spätgothischen Stil gehalten und mit Laubengängen versehen; seine Errichtung fiel in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Verlassen wir den Marktplatz und wenden uns an der alten Rathsapotheke vorbei, nach einem Blicke auf den Hohenweg, die Hauptverkehrsstraße der Stadt, wo die alten Fachwerkbauten mehr und mehr verschwinden, unter dem Säulenhaus hindurch dem Platze an der Andreaskirche zu, so stehen wir wiederum in einem berühmten Viertel Alt-Hildesheims. In der Mitte die Kirche mit ihrem gewaltigen Thurme, ringsherum ein Kranz hübscher Fachwerkbauten, die überall durch den eigenartigen Schmuck der Schnitzerei und Bemalung das Auge erfreuen, auf allen



Rolandsstift.

Seiten die Ausgänge enger Gassen und Gäßchen, in die das Sonnenlicht kaum eindringt. In eine dieser Straßen, die Eckemeder, treten wir ein. Hier fesselt uns der Anblick der von Godehard erbauten Andreaskirche, die neuerdings restaurirt wurde; wir gehen dann am Rolandsstift vorbei und wenden uns durch die Poststraße dem Domhofe zu.

Empfand man am Markte, daß man auf dem Boden einer selbstbewußten, stolzen Hansastadt mit kräftiger, reicher Bürgerschaft stand, so fühlt man hier, daß man am Sitze kirchlicher Fürsten sich befindet. Seit mehr als tausend Jahren ist hier der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens. Der Dom ist ein Bauwerk der frühromanischen Zeit und zeigt in seinem Grundriß die sächsische Anlage der Basilika; er geht in seinen Anfängen auf die Bi-

Haus Wedekind.

schöfe Altfried († 874) und Godehard († 1079) zurück, doch haben auch die folgenden Zeiten daran mitgearbeitet und ihm ihr Gepräge aufgedrückt, so daß eine Wanderung durch sein Inneres gleichsam ein Gang durch die Kunstgeschichte eines Jahrtausends ist. Was aber den Dom in aller Welt berühmt gemacht hat, das ist der Annenfriedhof, den nach Westen die östliche Apsis und die Kreuzesarme des Domes, auf den drei anderen Seiten die malerischen Kreuzgänge der Klostergebäude umschließen, und in dessen Mitte die rein gotische Annenkapelle sich erhebt. Jahrhunderte alter Epheu bedeckt die Strebepfeiler und die Säulen der Arkaden, grüner Rasen überzieht die mit Blüthensträuchern geschmückten Gräber, und an der halbrunden Apsis des Domes breitet bis zum Dache der „tausendjährige" Rosenstock seine Zweige aus.

Wir verlassen den weihevollen Ort und wenden uns der Dammstraße zu, da öffnet sich nach wenig Schritten wieder ein etwas größerer Platz, der durch drei große Bauten beherrscht wird. Vor uns liegt das Landschaftsgebäude, rechts ein moderner Palast mit gewaltigen Schaufenstern, links endlich das Roemer-Museum mit der wohlgelungenen Büste seines Gründers vor der Pforte. Wir wenden uns rechts hinauf zur hochgelegenen Michaeliskirche. Dieser Bau geht in seinen Anfängen auf Bernward zurück, der im Pestjahre 995 dem heiligen Michael zu Ehren hier ein Benediktinerkloster baute. Erst Godehard aber hat 1033 den Bau vollendet, der dann leider schon ein Jahr darauf durch einen Blitzstrahl wieder zerstört wurde. Abt Theoderich nahm später eine umfassende Erneuerung vor. Ursprünglich war die Kirche doppelchörig und hatte zwei Querschiffe und sechs Thürme; auch ist bemerkenswerth, daß der hohe Chor hier im Westen liegt statt wie gewöhnlich im Osten. Die Kirche enthält im Innern mancherlei Prachtwerke romanischer Kunst, wundervolle Kapitäle an den Säulen und besonders ein berühmtes Deckengemälde. Zu Ehren Godehard's wurde im 12. Jahrhundert die Godehardi-Kirche gebaut, ein vollendetes Werk romanischen Stiles. Wir begeben uns hinab zu

Dom.

dem ernsten Bau, der in stiller Abgeschiedenheit daliegt; hier wird der Sinn durch nichts abgezogen, weltentrückt kann man sich in Betrachtungen verlieren über die Vergangenheit, deren Geist das Gemüth mächtig ergreift.

Der „Schütting" in Bremen.

In dem architektonischen Gewand der alten Hansestadt Bremen vollzieht sich gegenwärtig eine bedeutsame Wandlung. Viele der alterthümlichen engen Verkehrsadern der inneren Stadt mit ihren hohen, spitzgiebeligen Häusern, Charakteristika altnorddeutscher Bauart, mußten, um den gesteigerten Verkehrsanforderungen der Neuzeit zu genügen, einer beträchtlichen Verbreiterung unterzogen werden. Dabei sank leider auch manch prächtiger Zeuge mittelalterlicher Baukunst zur Erde, aber ein neuer Phönix entstand jedesmal aus seiner Asche. Sorgfältig verwendete man von altem Ornamentalschmuck, Reliefs u. s. w., was zu retten war, oder copirte sie, um, wenn auch in moderner Fassung, der Stadt ihr charakteristisches alterthümliches Aeußeres zu bewahren.

Nachdem im vorigen Jahre die Erneuerung des altberühmten „Essighauses" glanzvoll beendet worden ist, hat nunmehr ein weiteres architektonisch hervorragendes und historisch merkwürdiges Gebäude Bremens seine Auferstehung gefeiert, der Schütting. Zur Erklärung dieses merkwürdigen Namens diene folgendes: In der Blüthezeit der Hansa, am Ende des 14. Jahr-

Der „Schütting".

hunderts, vereinigten sich, durch die Ausdehnung ihrer Handelsinteressen veranlaßt, bremische Kaufleute zu einer Corporation, aus deren Mitte Vorsteher oder Aelterleute gewählt wurden, die die Interessen der Kaufmannschaft wahrnehmen sollten. Da die Geschäfte in Kürze einen bedeutenden Umfang erreichten, stellte sich bald die Nothwendigkeit heraus, ein eigenes Gildehaus zu errichten, zu welchem Zweck aus den Kreisen der Kaufmannschaft Geld zusammengeschossen oder „geschüttet" wurde, und so entstand etwa im Jahre 1426 der „Schütting". Nach einem vollen Jahrhundert wurde dieser erste bescheidene Bau unter Leitung des berühmten holländischen Baumeisters Johann dem Buschener von Antwerpen durch einen prächtigeren ersetzt, der in neun zig er Jahren des 14. Jahrhunderts theilweise eine Erneuerung erfuhr. In der nun folgenden Periode des Niederganges der Hansa fand sich kein Geld, um das Aeußere des ehrwürdigen Baus zu erhalten, so daß, als in jüngster Zeit am Marktplatz stattliche Neubauten an seiner Seite erstanden, wie der prächtige gothische Börsenpalast, der Schütting in seinem verwitterten grauen Gewand die Gegenwart anzuklagen schien. So bildete seine Renovirung einen der Hauptpunkte eines großangelegten städtischen Verschönerungsplanes, den der Bremer Kaufmann und Kunstmäcen F. E. Schütte aufstellte und in freigebigster Weise durch Wort und That förderte. Die Renovirungsarbeiten, welche fast zwei Jahre dauerten, sind nunmehr vollendet.

— Neuer Sprachunterricht. Das Amtsgericht in S. ist in großer Verlegenheit. Es ist ein des Einbruchdiebstahls beschuldigter Italiener eingebracht worden, der kein Wort deutsch kann, und im ganzen Städtchen ist kein des Italienischen Kundiger aufzutreiben. Wie soll da der Richter in der gesetzlichen Frist die Vernehmung bewerkstelligen? Da erscheint Hilfe, wo sie am wenigsten zu erwarten ist. In der Nacht versucht der Inhaftirte auszubrechen. Der Gefangenwärter erwischt ihn, bringt ihn gut unter und mißt ihm — wahrscheinlich um die Personalbeschreibung zu vervollständigen — mit einem dicken Rohrstock die Rückseite nach ihren verschiedenen Ausdehnungen so gründlich ab, daß man am andern Tag die Spuren dieser weisen Maßregel noch deutlich sieht. — Der Gefangene läßt sich infolge dieser Behandlung vorführen und beschwert sich in fließendem Deutsch über die erlittene Mißhandlung.

Burg Lauenstein.

Von der Station Probstzella an der Eisenbahnlinie Berlin-Nürnberg windet sich der Bahnzug durch das enge und romantische Thal der Loquitz unter dem Stöhnen der Locomotive in starker Steigung dem Kamm des Gebirges zu; es sind die Ausläufer des Thüringerwaldes nach dem Frankenwald zu, die hier, wenige Kilometer hinter dem bayerischen Städtchen Ludwigstadt, die Wasserscheide zwischen Elbe und Rhein bilden. Das Loquitzthal war, wie man schon aus seinem Namen erkennen kann, von Wenden, und zwar bis weit nach Franken hinein von dem Stamme der Sorben bewohnt, den Karl der Große in zwei Kriegszügen unterjochte. Die Linie, die jetzt die Bahn einnimmt, bildet einen Gebirgspaß, der während des frühen Mittelalters eine wichtige Verkehrsstraße gewesen zu sein scheint und die Verbindung zwischen Thüringen und Franken herstellte.

Zwischen Probstzella und Ludwigstadt liegt auf einem hohen Bergkegel, der das Thal der Loquitz weithin beherrscht, bei dem gleichnamigen Dorf die Burg Lauenstein. Wahrscheinlich ist sie vom König Konrad I. von Franken um das Jahr 915 gegründet worden und war zuerst im Besitze der Grafen von Henneberg. Bereits um das Jahr 1000 kam Lauenstein in den Besitz der Grafen von Orlamünde, eines in der dortigen Gegend vielfach begüterten Geschlechts. Das Christenthum hatte damals in den ehemals

Gesammtansicht.

wendischen Gebieten noch wenig Verbreitung gefunden, und dieser Umstand veranlaßte die Gründung des Bisthums Bamberg durch Kaiser Heinrich II. im Jahre 1007. Im Jahre 1002 weilte dieser als Gast auf der Burg Lauenstein und versah sie mit werthvollen Privilegien und Rechten. Im 13. Jahrhundert geriethen die Grafen von Orlamünde mit den Erfurtern in Streit und fügten ihnen viel Schaden zu, so daß diese sich beschwerdeführend an Rudolf von Habsburg wandten, der ihnen den Auftrag ertheilte, Lauenstein zu zerstören. Im Jahre 1290 mußte sich die Burg den Erfurtern ergeben und wurde ein Raub der Flammen. Durch Erbtheilung kam die Herrschaft Lauenstein Ende des 14. Jahrhunderts an Otto VII. von Orlamünde, der die Burg neu aufbaute. Lange scheint er sich seines Besitzes nicht erfreut zu haben, denn schon im Jahre 1400 starb er. Sein Grabstein, auf dem er mit seinem Ahnenwappen abgebildet ist, befindet sich in der Pfarrkirche zu Ludwigstadt.

Durch vielfache Fehden, namentlich mit den Landgrafen von Thüringen und den Grafen von Schwarzburg, welch' letztere im Anfang des 15. Jahrhunderts die Burg vergeblich zu erstürmen versucht hatten, rieben die Orlamünde ihre Kräfte auf. Im Jahre 1430 erwarben die Grafen von Gleichen die Herrschaft Lauenstein, dann gehörte sie in kurzer Aufeinanderfolge den Herren v. Mosin, v. Heimburg, v. Seldeneck, den Grafen v. Mansfeld, und schließlich erwarb sie im Jahre 1506 Friedrich Frhr. v. Thüna, der einen Aufstand, den die Ludwigstädter während des Bauernkrieges versucht hatten, mit starker Hand niederwarf. Sein Sohn Christoph v. Thüna war sehr kunstsinnig; er führte den nördlichen Flügel der Burg um 1560 vollständig neu auf und gab dieser in der Hauptsache das Gepräge, das sie noch heute besitzt. Im Jahre 1622 erwarben die Markgrafen von Kulmbach-

Burghof.

Baireuth die Herrschaft Lauenstein, von denen sie 1791 durch Erbschaft an Preußen und 113 durch Tausch an Bayern kam. Die bayerische Regierung verkaufte die Burg, und schließlich befand sich diese im Besitz einer Genossenschaft, die das Geschäft der Schiefertafelfabrikation darin betrieb.

Im Jahre 1896 erwarb Dr. jur. Meßmer aus Halle a. S. die Burg Lauenstein, um sie durch die Architekten Lehmann und Wolff als Wohnsitz ausbauen zu lassen. Bei der Renovirung wurde nach Möglichkeit erstrebt, den muthmaßlichen früheren Zustand wiederherzustellen und moderne Zuthaten zu vermeiden. Namentlich der stattliche Thüna'sche Flügel mit seiner mächtigen, überwölbten Prunkhalle im Erdgeschoß, den reichgeschnitzten Holzdecken und Vertäfelungen im Obergeschoß, seiner stattlichen Haupttreppe und der im Mauerwerk versteckten Geheimtreppe dürften das Interesse des Besuchers erwecken. Auch den von Otto VII. von Orlamünde um 1400 errichteten Pallas läßt der Besitzer gegenwärtig unter Leitung der genannten Architekten wiederherstellen. Die große gewölbte Halle, die das ganze Erdgeschoß einnimmt, soll von der Hand des Kunstmalers Kellner in

Prunkhalle.

Nürnberg mit Fresken geschmückt werden und die Geschichte der Grafen von Orlamünde sowie die Sage von der Weißen Frau zur Darstellung bringen. Letztere war eine Gräfin von Orlamünde und auf Lauenstein geboren. Der ehemalige Bergfried, ein Rundthurm mit starken Mauern, der jedenfalls zu den ältesten Theilen der Burg gehört, da sein Mauerwerk in dem schon bei den Römern vorkommenden opus spicatum (Fischgrätenverband) ausgeführt ist, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts bis auf etwa 16 Fuß abgebrochen. Es ist Aussicht vorhanden, daß auch er von dem kunstsinnigen Besitzer in nicht allzu ferner Zeit wieder aufgebaut werden wird. Einen ganz besonderen Reiz erhalten die Räume der Burg durch eine reiche und werthvolle Sammlung von altem Geräth, Waffen und Möbeln, die hier ihre Aufstellung gefunden haben, und deren Besichtigung Jedermann gestattet ist.

Ein schöner Gedanke.

Seppl (den der Lehrer tüchtig geprügelt hat): „Groß möcht' i jetzt sein — und Kirchweih sollt' sein — und der Lehra sollt' auch hintomma — und i könnt mit ihm raufen!"

Nach dem Frühschoppen.

„Da hab' ich meiner Alten heut' früh einen Hasen versprochen; statt dem ... bring' ich ihr jetzt einen Affen, bin nur neugierig auf die Sauce, die sie mir dazu machen wird!"

Vereinfachung.

„Wie, Sie kennen keine Copirpresse? Sie waren doch Kaufmann!"

„Ja, aber in Indien; da legten wir das Copirbuch einfach zwischen zwei Bretter und benutzten Elephanten als Presse!"

— Eingegangen. Strolch: „Ach, entschuldigen Sie, haben Sie vielleicht einen Gendarmen gesehen?" Spaziergänger: „Nein!" Strolch: „Nicht? Dann haben Sie wohl die Güte und geben mir Ihre Uhr und das Portemonnaie!"

— Moderne Ehe. Mutter: Es ist wahr: er ist ein bischen alt, aber er ist reich! Hoffentlich hast Du ihm nicht gesagt, daß Du ihn nicht liebst? Tochter: Was fällt Dir ein? Damit wart' ich, bis wir verheirathet sind.

— Biffig. A.: „Wann haben Sie denn Ihre Braut kennen gelernt?" B.: „Nie!! — Sonst wär' ich jetzt nicht verheirathet!"

Geschäftskniff.

Dame (die Hausthür öffnend, mitleidig): „Was ist denn hier für ein armes Hundchen, das so jämmerlich winselt?"

Bettler: „Entschuldigen Sie, Madame, ein reisender Thierstimmenimitator, der seit drei Tagen keinen „warmen Löffel" mehr im Leib hat!"

Auch eine Hochzeitsreise.

Der Hausmeister Schnaky hat heute geheirathet und da seine Herrschaft gerade abwesend ist und er nicht das Haus verlassen darf, macht er seine Hochzeitsreise im Fahrstuhl.

Affenliebe.

„Nun hören Sie's selbst, gnädige Frau, wie ungezogen Ihr Liebling ist! Eben wollte ich ihm eine Aufgabe geben und er erwidert: er pfeife auf meine Anordnungen!"

„Gott, was kann das Kind dafor, das es ist so musikalisch?!"

Einfach.

Kritiker (zu einem jungen Schriftsteller): „Sie haben gar kein Talent, lieber Freund, Sie sollten sich lieber einen anderen Beruf wählen!"

Junger Schriftsteller: „Aber es drängt mich zur Feder, Herr Doktor!"

Kritiker: „Nun — dann würde ich doch Geflügelhändler werden!"

Vielversprechender Sohn.

Moritzl: „Tateleben, kauf mir einen neuen Anzug!"

— „Ich hab' ka Geld!"

Moritzl: „Warum machst De nix Concurs?"

— Aus der Schule. „In welcher Stelle der Bibel steht denn, daß der Mann nur ein Weib nehmen soll?" „Wahrscheinlich da, wo es heißt: Niemand kann zween Herren dienen!"

— Splitter. Auch dem Unglücklichen schlägt keine Stunde, wenn — die Uhr im Leihamt sich befindet.